

(Nachdruck verboten.)

601

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Es lag keine Morgenstimmung über der Stadt, die Absperrung lag wie eine lähmende Hand auf dem Ganzen, der Umsatz war träge, und der Mittelstand seufzte. Aber eine Aussicht auf Friedensschluß war nicht da, beide Parteien waren unversöhnlich. Die Arbeiter hatten nichts durch die unüberlegte Arbeitsniederlegung der Maurer verloren, die Sympathie für die Unterlassen war politischen Ursprungs; vom Lande her strömten die Beiträge noch immer ein. Auch aus dem Auslande kamen bedeutende Summen. Der Kampf kostete den Arbeitern jetzt eine halbe Million in der Woche, und die Hilfe von außen her war wie ein Tropfen im Meer. Aber sie wirkte als moralische Stütze, wirkte anspornend auf die Selbstbesteuerung, die das Ganze trug. Die hunderttausend Häuslichkeiten der Armut ließen ihre letzten Gabeligkeiten springen, um den Kampf durchzuführen; jetzt wollten sie eine Entscheidung für die Zukunft erzwingen. Die Arbeitgeber versuchten die große Landessammlung zu hemmen, indem sie die Obrigkeit auf eine uralte Verordnung über Bettelerei aufmerksam machten; aber das erregte nur Heiterkeit. Ein wenig Lachen erlaubten die Mittel doch noch.

Die Arbeiter hatten sich mit dem Hunger eingerichtet. Sie zogen nicht mehr in den Wald, sondern schritten besonnen durch die Straßen wie Leute, die zu viel Zeit haben, und verließen dem Gesicht der Stadt ein eigenes Gepräge von armem Nachdenken. Ihre Schritte waren zu zögernd, um Widerhall zu geben, und in den Häusern war Ruhe zum Nachdenken. Die lärmenden, immer hungrigen Kinder waren über das ganze Land zerstreut, die hatten wenigstens gutes Essen. Aber leer war es hier, wo sie fehlten!

Pelle begegnete ihnen in Abteilungen, sie befanden sich auf dem Wege zu den verschiedenen Musterungen. Sie erhoben den Kopf, als er vorüberging; seine Schritte gaben Widerhall für sie alle. Es waren vierzigtausend Mann, die da kamen, ihre Hoffnung, ihr Wille — Pelle war der Ausdruck des Ganzen für sie! Sie starrten seiner unüberwindlichen Gestalt nach und richteten sich auf. „Salonsker!“ sagten sie fröhlich zueinander, „er sieht so aus, als könne er das Ganze niedertrampeln! Seht ihn einmal an, er weicht ja kaum dem großen Lastwagen aus! Wir wollen ihn leben lassen, Kameraden!“

Die Wirtschaftsbefitzer standen in ihren Kellerhäfen und gähnten zu dem Morgenhimmel auf, es war eine teure Zeit für sie! In den Fenstern der Wirtschaften hingen Pappschilder mit der Aufschrift: Hier werden Beiträge für die Ausgesperrten angenommen!

Drinnen auf dem großen Hof des Arbeitergebäudes waren die Hafnarbeiter zur Zählung zusammengekommen. Der Vorsitzende kam Pelle im Torweg entgegen; es war derselbe Arbeiter, dessen sich Pelle und Heulpeter eines Abends im Hafen angenommen hatten; jetzt verstand er sich auf das Neue!

„Nun, wie geht's?“ fragte Pelle und drückte ihm die Hand.

„Großartig! Von tausend Mann fehlen nur sieben.“

„Aber wo ist der fröhliche Jakob? Ist er krank?“

„Der ist eingeloht,“ erwiderte der Vorsitzende finster.

„Er konnte es nicht mit ansehen, daß seine alten Eltern hungerten, da hat er einen Einbruch bei einem Krämer verübt, er und der Bruder. Jetzt sitzen sie alle beide!“

Einen Augenblick wurden die Runzeln auf Pelles Stirn entsetzlich tief und grau; er stand da und starrte blind vor sich hin, die lichten Büge in seinem Gesicht sanken und legten sich zu schwerem Jammer zusammen. Die Arbeiter starrten ihn an. Stand er nicht da und schlief ein in ganz aufrechter Stellung! Aber dann nahm er sich zusammen.

„Na, Kameraden, wird Euch die Zeit denn auch lang?“ fragte er munter.

„Ach, was das anbetrifft! Es ist ja das erste Mal, daß man Gelegenheit hat, Frau und Kinder ordentlich kennen zu

lernen,“ antworteten sie. „Aber deswegen wäre es doch ganz ulfig, bald wieder anzufangen.“

Es war ersichtlich, daß der Müßiggang jetzt anfang, sie zu bedrücken; es sah ein beständiges Grübeln in ihren stillstehenden Bügen, die Augen richteten sich auf ihn mit einem anhaltend harten Fragen. Sie verlangten, daß das, was er unternahm, nach der einen oder anderen Seite entscheidend sein sollte. Weichlich waren sie nicht geworden, sie stimmten immer dafür, weiter zu gehen. Da draußen in der Verlängerung des Kampfes lag das, was sie suchten, und sie spähten in Pelles Gesicht nach einem Zug, der das Glück bestätigen konnte.

Viele wunderliche Fragen mußte er beantworten; es wuchsen sonderbare phantastische Vorstellungen aus der Not auf und verrietten, daß ihr ruhiges, beherrschtes Auftreten das Ergebnis vieler beobachtender Kräfte war.

„Nehmen wir den Großen jetzt die ganze Macht und den Reichtum weg?“ fragte ein Arbeiter, nachdem er Pelle lange grübelnd angestarrt hatte. Der Kampf hatte seine Gestalt hart mitgenommen, dafür aber einen Funken in seinen Augen entzündet.

„Ja, jetzt nehmen wir uns unser Menschenrecht und fordern, daß der Arbeiter respektiert wird,“ antwortete Pelle. „Dann gibt es nichts mehr, was Herr und kleiner Mann heißt.“

„Aber wenn sie dann nun wieder in die Höhe wollen? Wir müssen ihnen ein schnelles Ende machen, daß sie nicht wieder heraufklettern und auf uns reiten können.“

„Du willst sie wohl auf den Acker hinausstreiben und sie alle totschießen? Aber das ist nicht nötig,“ sagte der Nachbar. „Wenn dieses überstanden ist, dann wagt kein Mensch mehr, uns das Essen vom Mund wegzunehmen.“

„Gibt es dann gar keine Armut mehr?“ fragte der erste wieder, zu Pelle gewandt.

„Nein, wenn wir unsere Sache erst richtig in Gang bekommen, dann wird es in allen Häusern gut sein. Ließt Du denn Dein Blatt nicht?“

Wohl las er es, aber es schadete nichts, das Große von Pelle selbst bekräftigt zu hören. Und Pelle konnte es tun, weil er nie einen Zweifel hegte. Es war schwer für die Massen gewesen, zu der neuen Ansicht über die Dinge zu gelangen, so schwer, als drehe er einen Erdball! Deswegen mußte etwas Großes geschehen.

Einige von ihnen hatten ein paar Stück Butterbrot hervorgeholt und fingen an zu essen, während sie die Dinge beredeten. „Mahlzeit,“ sagte Pelle und nickte ihnen zum Abschied zu. Das Wasser lief ihm im Munde zusammen, er dachte daran, daß er weder getrunken noch gegessen hatte. Aber er hatte keine Zeit, darüber nachzudenken; er mußte zu Stolpe und wegen der Postierung der Streitposten Verabredungen treffen.

Da drüben stand Marie mit einer weißen Mütze und einem Korb am Arm; sie nickte ihm zu mit roten Wangen. Die Verpflanzung hatte ihr Wachstum verliehen; von Mal zu Mal, daß er sie sah, wurde sie aufrechter und schöner.

Bei den Schwiegereltern herrschte Schmalhans, allerlei von ihren Gabeligkeiten war aus dem sonst so traulichen Heim fortgewandert; aber an guter Laune fehlte es nicht. Stolpe ging umher und wartete auf das Frühstück, auch er war schon früh im Gange gewesen.

„Was macht das Mädel?“ fragte er, „wir sehen sie ja gar nicht mehr.“

„Sie hat ja viel zu tun,“ sagte Pelle entschuldigend. „Nun geht sie auch auf Arbeit aus.“

„Naja, sie ist wohl auch nicht zu gut, um unter diesen Verhältnissen mit Hand anzulegen. Aber wir wissen recht gut, was ihr fehlt. Sie ist eine Protestmatur! Gottlob, daß sie kein Mann geworden ist, denn dann hätte sie Auflösung in die Reihen gebracht.“

Das Frühstück bestand aus einer Portion Hafersgrübe und Kaffee mit Butterbrot. Madam Stolpe konnte ihr hübsches neusilbernes Kaffeegeschirr, das sie von den Kindern zur silbernen Hochzeit bekommen hatte, gar nicht finden. „Ich muß es verkehrt haben,“ sagte sie.

„Na ja, das wird sich schon wiederfinden, Mutter!“ sagte Stolpe. „Nun kriegen wir bald bessere Zeiten; dann

Gemein.

Dem Leben Abgelaufenes.

Von Betty Maher.

I.

Ein armer Teufel lief mit zerrissenen Schuhen durch die regenassen Straßen. Das brüchige Leder rieb ihm die Füße wund, dehnte sich, wurde weich und ließ die Beine durchgucken.

Ein ekles Kältegefühl, von dem nassen Körper aufsteigend, kroch durch seinen schlecht genährten Körper.

Der arme Teufel hielt die blaugefrorenen Hände in den Taschen der schädigen Klust, stand zitternd an der Straßenecke und trat von einem Fuß auf den andern, um sich zu wärmen.

Schmutziggelbe Beine guckten aus dem feuchten, zerrissenen Schuhwerk.

„Gemein“ — näselte ein Dandy in Lackstiefeln, der am Arm seiner geschminkten Maitresse vorüberging. —

II.

„Drei Paar forn Froschen“ — sagte die dünne Kinderstimme. Elend magere, schmutzige Händchen hielten schwarzglänzende Schuhriemen hoch. Aus dem gelbblaffen, frühwulken Kindergesicht blickten scheue, hungrige Augen auf die vorüberstehende Menge.

An der Hand der Gouvernante ging das Bankierstöchterschen vorüber, wohlgenährt, in warme, weiße Wolle gekleidet. Sein heller Blick sah, wie das magere Kerlchen mit den Schuhriemen sich verstoßen blühte, ein halbvertretenes Stück Brot vom schmutzigen Straßenrand aufnahm und hastig in den Mund steckte.

„Sehen Sie nur, Fräulein, das unsaubere Kind“, sagte das propre, blühende Mägdelein.

„Gemein“, murmelte das Fräulein und wandte sich mit einem Ausdruck des Ecks ab. —

III.

Im Dachgeschloß lebten zwei, die hatten sich lieb.

Wenn sie abends von der Arbeit kamen, dann deckten sie ihr wackelig Tischchen, bereiteten Pellkartoffeln und Geringe, hielten graziöse Mahlzeiten und lästeten sich und lachten.

Fröhlich waren sie wie die Spazierer vorm Fenstersims, und das Lichtermeer der Großstadt lag ihnen zu Füßen.

Zum Standesamt langte es immer noch nicht, auch nicht zu goldenen Ringen, — aber noch mehr verheiratet konnten sie eigentlich nicht sein — und lieber konnten sie sich wohl auch nicht haben.

Dem dicken Hauswirt war ein anonymer Brief ob seiner unmoralischen Dachstubenmieter zugesandt worden.

Der war gerade schlechter Laune. — Sein Verhältnis hatte sich beklagt, daß er nicht genug für Toiletten aufbringe, daß er sie wohl wegen der Witzig vernachlässige, und gedroht, mit seinem Freunde, dem Börsenmakler, anzubinden; zudem wolle sie ihm bei seiner Frau denunzieren, die er ja doch nur des Geldes wegen geheiratet hätte.

Also der Herr Hauswirt hatte Grund, schlecht gelaunt zu sein. Und nun noch das Pech, in dem eigenen, reinen Hause unmoralische Mieter zu haben.

Wütend krachte die Feder die Kündigung aufs Papier. — Nicht geselich verheiratet!!

„Gemein“ — schimpfte der Hauswirt. —

Der „Verstand“ der Säugetiere.*)

Die Säugetiere hat man, weil der Mensch körperlich zu ihnen gehört, ihm auch geistig auf eine Weise nahe und an die Seite gestellt, die sich mit unbefangener Beobachtung nicht verträgt und wissenschaftlicher Kritik nicht standhält. Darin muß unbedingt gründlich Wandel geschafft werden, und das ist gerade auf diesen Blättern hier um so mehr Pflicht, als die früheren Auflagen unseres „Tierlebens“ wohl nicht ganz unschuldig an jener unberechtigten Vermenschlichung der Tiere sind.

„Prüft man“, sagt der Leipziger Philosoph Wundt in seinen „Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele“, „alles, was vor wohlverbürgten Beobachtungen vorliegt, genauer, und läßt man sich zugleich von jenem Gesetz der Sparsamkeit leiten, nach dem zu verwidesteten Erklärungsgründen erst dann gegriffen werden darf, wenn die einfachen Versagen, so läßt sich das gesamte intellektuelle Leben der Tiere vollständig auf die einfachen Assoziationsgesetze zurückführen, während überall da, wo die entscheidenden Merkmale einer wirklichen Reflexion oder einer aktiven Verstandes- oder Phantasietätigkeit eintreten müßten, solche Merkmale fehlen.“

*) Durch das Entgegenkommen des Bibliographischen Instituts in Leipzig sind wir in der Lage, unsere Leser mit einem Abschnitt aus dem zehnten Bande (der Abteilung „Säugetiere“ erster Teil) von „Vre h m s T i e r l e b e n“ bekannt zu machen, das, völlig neu bearbeitet, gegenwärtig in vierter Auflage erscheint.

Kommen viele schönen Dinge wieder zum Vorschein, das sollst Du nur sehen!“

„Bist Du heute morgen bei der Maschinenfabrik gewesen, Schwiegerbater?“ fragte Pelle.

„Ja, ich bin da gewesen. Aber da ist nichts mehr für die Streikposten zu tun. Die Arbeitgeber haben alle Mann auf der Fabrik einquartiert, da bekommen sie volle Verpflegung und alles. Es sollen eine Menge ausländischer Streikbrecher darunter sein, die Arbeit ist in vollem Gange.“

Das war eine niederschlagende Nachricht. Die Eisenfabrikanten hatten den ersten Sieg gewonnen! Sehr schnell würde das niederschlagend auf die Arbeiter wirken, wenn sie sahen, daß ihre Betriebe auch ohne sie in Gang gehalten werden konnten.

„Da muß man einen Frieden vorsehen“, sagte Pelle. „Sonst fahren sie in ihrem Kurs fort, und das Ganze löst sich auf. Wir müssen denen da drinnen eine Laus in den Pelz setzen.“

„Wie sollen wir das nur machen, wenn sie eingesperrt sind, und die Polizei Tag und Nacht vor den Türen patrouilliert. Wir können ja nicht einmal mit ihnen reden.“ Stolpe lachte verzweifelt.

„Dann muß sich ein Mann hineinschleichen und so tun, als wenn er Arbeit annähme!“

Stolpe zuckte zusammen. „Als Streikbrecher? — Dazu kriegst Du nie im Leben einen anständigen Mann, selbst wenn es nur aus Scherz geschieht! Ich tät es selbst auch nicht! Ein Streikbrecher ist doch ein Streikbrecher, man mag es drehen und wenden, wie man will.“

„Ein Streikbrecher, sollt ich meinen, ist doch wohl einer, der den Kameraden schadet? Wer seine Haut für sie wagt, verdient wohl einen andern Namen.“

„Darauf will ich mich nicht einlassen“, sagte Stolpe. „Das ist mir wohl ein wenig zu hoch, ich werde mich schon hüten, mit Dir zu disputieren. In meinem Katechismus da steht, daß der ein Streikbrecher ist, der Arbeit annimmt, wo Bezug verboten ist und daran halte ich mich!“

Pelle konnte reden, sobjel er wollte; der Alte ließ sich nicht vom Fled bewegen. „Aber eine andere Sache wäre es ja, wenn Du es selbst ausführen wolltest“, sagte Stolpe. „Du hast ja keine Rechenschaft dafür abzulegen, was Du tust, sondern gehst nach Deinem eigenen Kopf.“

„Ich habe der Bewegung Rechenschaft abzulegen!“ erwiderte Pelle scharf, „und ich will es gerade darum selbst tun!“

Stolpe sah da und machte die Arme krumm und streckte sie wieder aus. „Ach, es würde gut tun, wieder Arbeit zu haben!“ rief er plötzlich aus. „Der Müßiggang setzt sich einem wie Gift in die Glieder, und nun ist da die Miete, Mutter. Wo zum Teufel sollen wir die nur hernehmen? Sonnabend muß sie auf dem Tisch liegen, sonst werden wir rausgesetzt, hat der Wirt gesagt.“

„Das wird sich schon finden, Vater!“ sagte Frau Stolpe. „Berliet’ Du darum den Mut nur nicht!“

Stolpe sah sich in der Wohnung um. „Ja, ein bißchen ist da ja noch zu nehmen, wie der Hunger sagte, als er mit dem Darm angefangen hatte. Höre mal, Pelle, weißt Du was? Freilich bin ich Dein Schwiegerbater, aber eine Frau wie meine hast Du denn doch nicht!“

„Ich bin mit Ellen zufrieden, so wie sie ist“, erwiderte Pelle.

Es schellte, es war Stolpes Bruder, der Zimmermann. Er sah mitgenommen aus, mager und ärmlich in der Kleidung; seine Augen waren von roten Flecken umgeben. Er sah keinen an, dem er die Hand gab.

„Setz Dich, Bruder“, sagte Stolpe und schob ihm einen Stuhl hin.

„Danke, ich will gleich wieder gehen. Es war — ich wollt Dir nur etwas sagen, na ja —“ Er starrte zum Fenster hinaus.

„Ist bei Euch zu Hause irgendwas los?“

„Nein, nein, das gerade nicht. Ich wollt Dir bloß sagen, daß — nun melde ich meinen Austritt an!“ stieß er plötzlich hervor.

Stolpe sprang auf, er war freideweiß geworden. „Bedenk doch, was Du tust“, sagte er drohend.

(Fortsetzung folgt.)

Hed hat dies mit anderen Worten an anderem Orte so ausgedrückt: Es ist „bis jetzt noch kein einwandfreier Fall festgestellt, wo sich die geistige Leistung eines Tieres über das Niveau erhoben hätte, das der Psycholog mit der von ihm sogenannten Assoziation bezeichnet; das ist die Verbindung von Sinneswahrnehmungen und -erfahrungen mit Handlungen in zweckmäßiger Weise, meist so, daß die Handlungen dem persönlichen Wohle oder der Erhaltung der Art des Tieres zugute kommen“. Diese Assoziationen sind aber ganz äußerlicher Natur, beruhen nicht auf Ueberlegung und wirklicher Einsicht in den inneren Zusammenhang nach Ursache und Wirkung. Das haben zeitgenössische Forscher in Nordamerika durch lange planmäßige Versuchsreihen erwiesen. Sie ließen allerlei Versuchstiere (Ratten, Katzen, Affen) nur dadurch zur Nahrung oder Freiheit gelangen, daß die Tiere einen bestimmten, mehr oder weniger umständlichen Weg fanden oder einen bestimmten Mechanismus in Bewegung setzten. Sie lernten das alle schneller oder langsamer; doch war stets unverkennbar, daß sie zunächst völlig planlos herumprobieren und dabei ganz zufällig früher oder später das Richtige fanden. Dadurch war dann die entsprechende Assoziation gegeben, die sich so befestigte, daß die Versuchstiere nach einiger Uebung in späteren Wiederholungsfällen sofort das Zweckmäßige zu tun wußten. Niemals aber kam es vor, daß ein Versuchstier zunächst nichts getan, sondern verständig überlegt und, nachdem es das Richtige erkannt, gleich mit seiner ersten Handlung die zweckmäßige Lösung vollführt hätte. Auch da also, wo Mensch und Tier gleicherweise zweckentsprechend handeln, kommen sie auf verschiedenen Wegen dahin: das Tier, auch das höhere und höchste Säugetier, mittels zufälliger, im Gedächtnis befestigter Erfahrung, der Mensch mittels vernünftiger Ueberlegung und wirklicher Einsicht in den ursächlichen Zusammenhang. Selbst da, wo tierische und menschliche Leistungen in einem Maße zusammenstimmen, daß gar keine andere Erklärung mehr denkbar erscheint, als dem Tiere menschliche Geisteskräfte zuzuschreiben, stellen sich bei wirklich wissenschaftlicher Nachprüfung doch völlig andere Zusammenhänge und Entstehungsweise heraus. Ein klassischer Schulfall für alle Zeiten ist der vor einigen Jahren so viel genannte „Kluger Hans“, das „gelehrte“ Pferd des Herrn v. Osten in Berlin, dem sein Herr angeblich die Bildung eines Volksschülers, Lesen, Schreiben und Rechnen, beigebracht hatte mit denselben, nur der Sprachlosigkeit des Tieres angepaßten Mitteln, wie sie in der Volksschule beim Kinde angewendet werden. „Am klugen Hans haben wir gelernt“, sagt Hed, „daß bei Tieren geistige Leistungen möglich sind, welche äußerlich und scheinbar spezifisch menschlichen auf Haat genau gleichen, innerlich und in Wirklichkeit aber auf ganz andere Weise zustande kommen. Der Kluge Hans rechnete und buchstabierte scheinbar genau wie ein Volksschüler, und tatsächlich wußte er von Zahlen und Buchstaben gar nichts, sondern achtete nur scharf auf kleinste unbewußte Bewegungen des vor ihm stehenden Menschen, die ihm anzeigten, wann er mit dem Hußscharen (das beim „Unterricht“ durch ein sehr geschicktes System an die Stelle des Sprechens gesetzt war) aufhören mußte, um Wöhreruben und Brotstücken zu erhalten.“ Das entdeckt und durch Nachprüfungsversuche bewiesen zu haben, ist das große Verdienst Oskar Pfungis, eines jüngeren Berliner Psychologen. „Man mache sich nur einmal klar“, fährt Hed fort, „wie zweifelnd wir notwendigerweise nach dieser Erfahrung allen scheinbar unüberleglichen Beweisen außergewöhnlicher Intelligenz gegenübersehen müssen, welche uns von Tieren in der Literatur berichtet werden!“ Manchmal ist es ja offenbar, wie unnötig und unzulässig hoch eine Handlung eingeschätzt wird. So bei der oft wiederholten Geschichte von der Elefantenmutter, die ihr Kalb aus der Fallgrube reiten will. Sie „hält getreulich bei ihm aus, bis das Kalb der Jäger sie vertreibt. Man findet den Boden der Fallgrube hoch bedeckt mit Erde und Zweigen und schlägt daraus ohne weiteres, daß die Alte das alles mit Absicht hineingeworfen habe, um dem Jungen das Herausklettern zu ermöglichen, während doch viel näher die einfache, fast selbstverständliche Annahme liegt, daß sie unabsichtlich durch ihr Gewicht die Erde und die Zweige vom Rande der Grube hinabgedrückt und hinabgetreten habe bei ihren fortgesetzten Versuchen, ihr Junges mit dem Rüssel wieder herauszuziehen“. Manchmal scheint zunächst jede Hoffnung auf eine andere Erklärung als eben die vielbeliebte, daß die höheren Säugetiere sozusagen sprachlose Menschen seien, vergebens. In solchen Fällen mühte man immer der Sache auf den Grund gehen: man würde oft staunen über den Erfolg! Das Ergebnis einer solchen Nachforschung Heds z. B. war, daß von einer langen, wunderbaren Nährgeschichte von einem Freundschaftsverhältnis zwischen Wolf und Meerjähweindchen in einem Zoologischen Garten, die von weiblicher Seite einem unserer vornehmsten Familienblätter eingeschickt wurde, nicht ein wahres Wort übrigblieb.

Und mit wieviel anderen mag es ähnlich sein bei der übertriebenen, deshalb aber nicht weniger festen Ueberzeugung so vieler Tierliebhaber von dem „Menschenverstand“ ihrer Lieblinge. In welchem Lichte erscheint da gleich alles, was diese leisten, wie wird es unwissentlich ausgehöhmtd und übertrieben! Sicher aber ist jeder nüchterne Betrachter, jeder kritische Prüfer ein „lieb- und verständnisloser Nörgler“. Und doch ist es wahrlich höchste Zeit, daß wieder einfachere, unbefangene Anschauungen Platz greifen auf dem Gebiete der Tier-, zumal der Säugetierpsychologie, soweit die große Menge der Tierfreunde und Tierliebhaber auf diesem sich betätigt.

Auf dem Wege zur Kenntnis von der wahren Natur der geist-

gen Leistungen der Tiere sucht man neben dem Leitteil der Logik und wissenschaftlichen Exaktheit noch nach dem Begleiter der Anatomie, des augenfälligen Befundes am Gehirn. In diesem Sinne will uns Edingers Frankfurt a. M. dienen durch seinen Vortrag über „Die Beziehungen der vergleichenden Anatomie zur vergleichenden Psychologie“, den er auf dem dritten Kongress für experimentelle Psychologie hielt. Dort heißt es zum Schluß: „Was aber alle Tiere vom Menschen unterscheidet, das ist die Gesamtgröße des Neencephalon“ (nach Edingers Namensgebung die Gehirnteile, die den höheren geistigen Leistungen dienen, in erster Linie die beiden Hemisphären des Großhirns). „Ein riesengroßer Gorilla hat ein kleineres Gehirn als ein Menschenjüngling. Man ist geradezu verblüfft, wenn man es aus dem Schädel herausnimmt, ob der Kleinheit. Was hier fehlt, ist, abgesehen von der geringen Gesamtentwicklung des hinteren und mittleren Abschnittes, namentlich der Stirnlappen. Diese Stirnlappen unterscheiden vor allem Mensch und Tier. Die menschliche Pathologie (in diesem Falle das Studium der Gehirnkrankheiten im Hinblick auf die damit zusammenhängenden geistigen Störungen) erlaubt vermuten, daß durch sie (die Stirnlappen) gerade die Möglichkeit zu den höheren seelischen Funktionen, zu den Abstraktionen, zur Begriffsbildung gegeben wird. Sie entwickeln sich offenbar erst mit den Sprechfunktionen zusammen. So dürfen wir vermuten, daß die Säuger zu sehr vielen Handlungen, die Erlernen, Erfassen, Behalten erfordern, fähig sind, daß sie auch viele dieser Handlungen kombinieren können, daß aber die Fähigkeit zu Abstraktionen und also auch zu allen Handlungen, die auf solchen beruhen, fehlt, oder daß sie ganz gering ist.“ Neuere Untersuchungen, namentlich von Vogt und Brodmann, lassen übrigens vermuten, daß auch das Scheitelhirn, das sich beim Menschen ebenfalls durch Größe auszeichnet, für die höheren seelischen Leistungen von wesentlicher Bedeutung ist. Aber nicht nur das: dank der exakten Untersuchungen der beiden obengenannten Hirnforscher sind wir heute so weit, daß wir sagen können: die vielfältige Ausbildung von Hirnzentren, die histologische, unterm Mikroskop am Zellgewebe erkennbare Differenzierung von Partialorganen ist es, die den Menschen auszeichnet. Der Mensch hat vielmal mehr Spezialzentren in seinem Hirn, die nicht niedere Sinnes- oder Bewegungskentren sind. Was bei den Tieren, selbst bei den Menschenaffen, ein gleichartig gebautes Hirnfeld ist, zerfällt beim Menschen wieder in mehrere, als verschieden erkennbare Unterzentren. Im menschlichen Stirnhirn allein sind bis jetzt gegen 70 solche Zentren nachgewiesen. Das Tier, auch der Menschenaffe, bringt es in demselben Hirngebiete höchstens auf 12! Die Gesamtfläche der niederen Leistungen dienenden Sinneszentren gegen die Gesamtfläche der großen Hirnrinde überhaupt beträgt beim Menschen höchstens 20 Proz., denen 80 Proz. übergeordnete, höheren Leistungen dienende Hirngebiete gegenüberstehen. Schon bei einem Durchschnittsaffen der geschwänzten Gruppen aus der Alten Welt ist das Verhältnis gerade umgekehrt; so tief steht er schon unter dem Menschen!

Hed setzt diesen Gedankengang fort, indem er zu dem sinnfälligsten Hauptunterschied zwischen Mensch und Tier, der Sprache, überleitet: „Es besteht eine Grenze zwischen menschlicher und tierischer Intelligenz; begriffliches, abstraktes Denken bleibt dem Tiere versagt, und deshalb fehlt ihm auch diejenige Fähigkeit, die der sicherste Beweis für begriffliches, abstraktes Denken ist, die Sprache. Das Tier besitzt zwar gewisse Elemente der Sprache, es erreicht gewisse Vorstufen zur eigentlichen Sprache im menschlichen Sinne dadurch, daß es in ständiger, seiner Gemütsbewegungen durch Laute zu äußern, und im besten Falle auch gewisse Vorstellungen, die mit Sinneswahrnehmungen und daraus entstehenden Gemütsbewegungen zusammenhängen. Aber zur Sprache im höheren Sinne, zur begrifflichen Sprache mit logisch gegliederter Wort- und Satzform, kommt es nicht — ganz einfach, weil das begriffliche Denken fehlt, dessen Ausdruck die Wortsprache ist. Wundt meint daher: „Auf die Frage, warum die Tiere nicht sprechen, bleibt also die bekannte Antwort: weil sie nichts zu sagen haben, die richtigste.“ Und ich möchte hinzufügen: Wenn man so die Sachlage erfährt, wie sie ist, dann hat es auch gar nichts Verwunderliches mehr, daß am Kehllopf, der Zunge und den anderen etwa noch für die Lautbildung der Sprache in Betracht kommenden Organen des Menschen sich nicht die geringste besondere Ausbildung und Einrichtung findet, die auf eine besondere Fähigkeit dieser Organe hindeutet. Die gegliederte Wortsprache ist eben keine Leistung des menschlichen Kehllopfes und der menschlichen Zunge, sondern eine Leistung des menschlichen Gehirnes. Dort, in unserem Gehirn, finden wir wirklich auch nachweisbar eine Sprachsphäre lokalisiert in dem sogenannten Sprachzentrum oder Brocascen Zentrum, d. h. in der dritten Stirnwindung. Aber nicht nur in diesem, das lediglich dem eigentlichen äußerlichen Sprechen dient; ihm gesellt sich noch als Gegenstück im Schlafenslappen, wahrscheinlich der ersten Schlafenswindung, das in den 1880er Jahren von Wernicke entdeckte zweite Sprachzentrum für das Verstehen. Nun können wir auch nicht mehr im Zweifel sein, wie wir den Besitz der Sprache beim Menschen, das Fehlen beim Tier aufzufassen haben. Es fehlt den Tieren nicht im Kehllopf, sondern im Gehirn, und daß die Sache so liegt, das ist eben der beste Beweis dafür, daß es doch einen tiefgreifenden Unterschied zwischen menschlichem und tierischem Geistesleben gibt.

Ein Sumpfvolk in Innerafrika.

Der Forschungsreisende Graf Erik von Rosen, der Leiter der Schwedischen Rhodessa-Kongo-Expedition, hat an der schmalen Halbinsel des Bangweulufees, die sich von der Mündung des Luapula nach den südlich vom See gelegenen riesigen Papyrusümpfen erstreckt, ein Sumpfvolk entdeckt, das bisher nur von einigen Weißen gesehen worden war und dessen Existenz sogar vielfach bezweifelt wurde. Nur wenige dieser Sumpfbewohner vom Vatuas Stamm haben ihre Hütten auf dem trockenen Boden der Halbinsel aufgeschlagen; die meisten wohnen in jenen nahezu 10000 Kilometer weiten Papyrusümpfen, hinter deren großen Stauden sie sich beim Herannahen von Fremden völlig unsichtbar machen. Rosen hatte erfahren, daß er die Vatuas niemals zu Gesicht bekommen würde, wenn er nicht waffenlos zu ihnen käme. Den wenigen Weißen, die sich bisher dem Sumpf genähert, waren sie niemals feindselig entgegengetreten; aber Schwarze, von denen sie sich beleidigt glaubten, hielten ihr Leben meist mit einem Fischspieß zwischen den Schultern beschließen müssen. Rosen beschloß daher, mit seinem Expeditionsgegnossen Dr. Fries und wenigen Eingeborenen sich den Ansiedlungen der Vatuas zu nähern. Er schildert in einem interessanten Reisebrief, den die „Amichau“ veröffentlicht, wie es ihm gelang, das Sumpfvolk aufzustöbern und mit ihm in enge Verührung zu treten.

Wald erblickten die Reisenden einige kleine Grassütten im Sumpfe, aber kein Bewohner war zu sehen; sie hatten sich im undurchdringlichen Rohr und Schilf versteckt. Große Schnüre verlockender weißer Glasperlen in den Händen, schritt Rosen auf die Hütten zu, aber niemand zeigte sich und der Versuch, näher heranzukommen, wurde durch den brodelnden Morast verhindert. Nach halbstündigem vergeblichem Schwanken mit den Perlenketten kommt endlich ein langes schmales Kanoe heran, das ein schwarzbrauner Junge mit einem langen groben Papyrusrohr geschickt durch das sumpfige Wasser steuert. Durch den unendlichen Sumpf mit seinen hohen Stauden und den prächtigen in allen erdenklichen Farben schimmernden Seerosen naht so auf schlanke, lautlos durch das Schilf gleitendem Boot der erste Abgesandte eines bisher unbekanntes Volkes. Als er herangekommen war, erhielt er eine Handvoll Glasperlen und gab dafür auf Verlangen seinen großen schlangenförmigen Bogen, der vollständig mit Schlangenhaut umwickelt war. Er fuhr dann wieder ab, kehrte aber, nachdem noch eine Anzahl Perlenketten als Geschenk bei den Hütten der scheuen Bewohner aufgehängt waren, zurück und nahm den Grafen in sein Kanoe, einen schmalen ausgehöhlten Baumstamm, in dem man nur stehen und sehr mühsam das Gleichgewicht halten konnte. Die Insel der Vatuas, an der das Boot nun landete, besteht ausschließlich aus Sumpf, der durch aufgelegte Schilf- und Grassbündel fester gemacht war; bei jedem Schritt schaukelte der Boden, Wasser und Morast stiegen bis über die Knöchel. Die Hütten, die hier zusammen gedrängt waren, sind bienenkorbartig, von etwa zwei Meter Höhe und Durchmesser, die Türöffnung kaum 80 Zentimeter groß. Männer und Frauen hocken vor ihnen, auf Schilfunterlagen, um einigermachen trocken zu sitzen. Die Kinder trabdeln wie große häßliche Frösche direkt im Sumpf herum. Es gelang Rosen ziemlich rasch, mit seinen Wirten nähere Bekanntschaft zu schließen, und er konnte nun einen ausgedehnten Hausfleiß im Morast beobachten. In den Hütten lagen über eine Unterschicht von zusammengebundenen gespaltenen Rohrstäbchen, die das Eindringen der Feuchtigkeit verhinderten, hüßlich geflochtene Grassmatten, Ton-töpfe, Köffel und Napfe aus Muschelschalen, Schildkröten und Kürbissen bildeten das wichtigste Gerät. An den Wänden hingen mit Schlangenhaut geschmückte Bogen und Dolche; die Pfeile waren vergiftet und mit nadelscharfen Widerhaken versehen. Allerlei mit Hautstreifen, Holzstückchen usw. geschmückte Ledw- und Sitatungshörner dienten als Jagdgeräthe.

Die großen und kräftig gebauten Männer arbeiteten fleißig; einer rihte auf die haarlose Seite eines Ledwefelles verwickelte, außerordentlich schöne Ornamente ein, die an orientalische Arbeiten erinnern. Die Frauen trugen solche reich ornamentierten Felle als Mäntel; die Männer waren nur mit Schurzjellen aus Leoparden- und Tigertafelfell bekleidet, während die jungen Knaben zumeist nackt gingen. Mit Blüppferd- und Fischharpunen sowie mit langen Wurfspeichen töten die Vatuas das Wild und führen gegen die im Sumpf lebenden Riesenschlangen Kämpfe auf Leben und Tod; sie verstehen es, wie viele andere wilde Völker, das Wasser im Sumpfe zu vergiften, so daß die Fische betäubt werden und an die Oberfläche kommen. Bei einem solchen Fischfang wurden in dreiviertel Stunden 119 Fische erbeutet. Die Sumpfleute sprechen einen Chibisadialekt; ein charakteristisches Merkmal, um dessen willen die umwohnenden Basijoneger sie verspotten, ist ihre heisere Bassstimme. Sie können außerordentlich lange unter Wasser schwimmen, selbst da, wo man glauben möchte, daß Sumpf- und Wasserpflanzen alles Weiterkommen unmöglich machen. Auf dem schaukelnden Sumpfboden führen sie zum eintönigen Gebrumm hoher schmaler Holztrommeln merkwürdige Tänze auf; sie verstehen auch, auf einem Instrument mit Saiten aus gedrehtem Gras zu spielen, worin man wohl die Urform aller Saitenmusik erblicken darf. Trotzdem sie in einem so feuchten, von Moskitoen erfüllten Milieu leben, leiden sie doch selten an Sumpffieber und besitzen ein eigenartiges Mittel gegen Malaria. Es wird an der Schläfe ein Schilf gemacht und unmittelbar darüber ein

kurzes Antilopenhorn mit durchbohrteter Spitze gefest, an der dann ein Kamerad saugt. Das kleine Loch wird schnell mit einem pechartigen Stoff verschlossen; nun sitzt das Horn fest an der Schläfe des Patienten und wirkt wie ein gewöhnlicher Schröpfkopf. Graf Rosen, der bald täglich in den Dörfern der Sumpfleute seine Besuche machte, wurde von ihnen in der freundlichsten und gefälligsten Weise in seinen Forschungen unterstützt. So ist es ihm gelungen, vollständige Sammlungen ihrer Erzeugnisse anzulegen, und ihr tägliches Leben, ihre Jagd- und Fischmethoden, ihre Tänze in Photographien festzuhalten, so daß man nun zum ersten Male ein anschauliches Bild von der Kultur dieses Sumpfvolkes empfangen wird.

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Sanct Nimmerstag. Ein Tag, der in keinem Kalender steht, ist der Nimmerleinstag, Nimmermehrstag, Nimmerlstag oder St. Nimmerstag. In diesem interessanten Termin werden die Dummen geschick, werden gewisse Schulden bezahlet usw. Dieser wehmütig-schöne Tag, den alle Völker zu kennen scheinen, wird durch allerlei schöne Redensarten umschrieben. So sagt man in der Provence: Das oder jenes wird geschehen „in der Woche mit den vier Donnerstagen“, in der Romagna aber verweist man auf „das Jahr mit den beiden Karnevals“, das leider niemals kommen wird. In England sagt man spöttisch: Wenn zwei Sonntage aufeinander fallen, trifft das oder jenes ein! Der Preuße meint: Am Zweihunddreißigsten! Unser Landvolk deutet das „Niemand“ an durch die Wendungen: Wenn es schwarzen Schnee gibt — Wenn die Schneeden bellern — Wenn die Schaben ins Salz kommen — Wenn Karfreitag auf den Gründonnerstag fällt — Wenn die Katzen Gänseier legen — Wenn die Hennen vor sich scharren — Wenn es Salz regnet, usw. Die wunderbaren Reden spielen hier überhaupt eine gewisse Rolle. „Wenn es Rosinen und Feigen regnet . . .“ lautet auch die neapolitanische Umschreibung für den St. Nimmerstag, und ein Thüringer Redverschen heißt: „Wenn's Bratwürste regnet und Kirchsüßchen schneit, dann werden die Zenaischen Mädel geschick!“ Unter den Nimmerleinstworten gibt es allerdings hier und da auch eines, das bereits veraltet und von der Welt überholt worden ist. So klingt zum Beispiel im Zeitalter der künstlichen Eisbahnen die Redensart „zu Pfingsten auf dem Eis“ gar nicht mehr so hoffnungslos. An Nimmermehrswendungen hat es übrigens auch den Alten nicht gefehlt. Die Römer liebten zum Beispiel den Ausdruck: „Ad graecas calendas“, „Zu den griechischen Kalenden“, — weil es ja keine griechischen Kalenden gab. Auch machte man zu ähnlichem Zweck eine Anleihe bei der Astronomie. Anno magno Platonis, im Großen, Platonischen Jahr — so tröstete man sich spöttisch — wird dies oder jenes geschehen. Wenn das auch nicht gerade bedeutete: Es wird nie geschehen! — so war es doch — da das Platonische Jahr der Astronomen eine Periode von etwa 28 000 gewöhnlichen Jahren umfaßt — ein etwas fragwürdiger Trost für menschliche Eintagsfliegen.

Astronomisches.

Der Brennpunkt der Astronomie. Nächst der Bitterungskunde ist keine Wissenschaft so sehr auf eine internationale Verständigung ihrer Vertreter angewiesen, wie die Himmelskunde. Dies Bedürfnis ist mit der Zeit immer mehr anerkannt worden, und es gibt jetzt bereits eine größere Anzahl internationaler Vereinigungen, die sich zur Förderung umfassender astronomischer Forschungen dauernd zusammengetan haben. Vor allem aber hat sich die Himmelskunde schon vor längerer Zeit einen Mittelpunkt geschaffen, in dem sich alle Nachrichten von wichtigen Entdeckungen und einzelnen Beobachtungen sammeln, um möglichst schnell zur Kenntnis der Fachgenossen gebracht zu werden. Dieser Brennpunkt der astronomischen Forschung ist die im Jahre 1882 begründete Zentralstelle in Kiel. Wenn ein neuer Komet, ein neuer Planet entdeckt oder das Aufstrahlen eines neuen Fixsterns beobachtet worden ist, vollzieht der beteiligte Astronom in seinem eigenen Interesse und in dem der Wissenschaft zuerst die Pflicht, nach Kiel ein Telegramm zu senden, worin er das Ereignis mitteilt, und von dort wird die Nachricht dann sofort an alle Sternwarten weitergegeben. Als diese Einrichtung im Jahre 1882 zuerst getroffen wurde, bestanden in Kiel bereits die „Astronomischen Nachrichten“, die als die bedeutendste Zeitschrift ihres Fachs galten. Es wurde nun vereinbart, daß die Leitung dieser Zeitschrift als „Zentralstelle für astronomische Telegramme“ dienen sollte. Bei dieser Abmachung waren sämtliche europäischen Sternwarten nebst der von Tschkelt im russischen Zentralasien und der von Algier beteiligt. Jetzt steht die Zentralstelle außerdem noch in besonderer Beziehung zu sechs Sternwarten in anderen Erdteilen, die gewissermaßen als Hilfsstellen tätig sind, indem sie ihrerseits wieder Beobachtungen aus den umgebenden Gebieten einsammeln. Diese Sternwarten sind die der Harvard-Universität in Cambridge bei Boston für Nordamerika, in Rio de Janeiro für Südamerika, die Kapsternwarte für Südafrika, die Sternwarte in Madras für Indien, die Sternwarte in Hongkong für Ostasien und die von Melbourne für Australien.